

Angelica Balabanoff, Lenin oder: Der Zweck heiligt die Mittel, hrsg. v. Jörn Schütrumpf, Karl Dietz Verlag, Berlin 2013, 191 S., kart., 22,00 €.

Angelica Balabanoff, die irgendwann zwischen 1869 und 1878 geborene Revolutionärin und Pazifistin, war eine Ikone der 1919 gegründeten Kommunistischen Internationale, zumindest in deren Anfangsjahren. Neben Lenin, Trotzki und Alexandra Kollontai hing ihr Konterfei in den Amtsstuben der Bolschewiki. Nachdem sie – aus Protest gegen die Niederschlagung des Kronstädter Aufstands und aus Enttäuschung über die zunehmende Bürokratisierung eines den Menschen entfremdeten Apparats – Russland Anfang der 1920er Jahre verlassen hatte, fiel sie dem offiziellen Vergessen rasch anheim. Sie, die unorthodoxe, freiheitliche Sozialistin, blieb indes eine wache Beobachterin des sowjetischen Experiments. In ihren 1927 erschienenen Memoiren äußerte sie sich verhalten, wollte der europäischen Bolschewistenphobie keinen Zucker geben, wollte der UdSSR gegenüber kritisch, aber solidarisch bleiben.¹ In ihrer Altersschrift, 1959 in Italien erschienen, von der Rosa-Luxemburg-Stiftung auf Deutsch nun neu herausgegeben, ließ sie – die Niederschlagung des ungarischen Aufstands hatte Kronstädter Erinnerungen geweckt – falsche Rücksichten fallen und zog Bilanz, rückhaltlos und ungeschminkt. Sie, die „unheilbare Idealistin“, als die sie uns von Jörn Schütrumpf vorgestellt wird, erinnerte sich ihrer Berührungen mit dem Revolutionsführer Lenin, dessen Macchiavellismus eine Art Gegenpol zu ihrer Mitmenschlichkeit abgab, der sie faszinierte und abstieß und der ihr Rätsel aufgab, die auch sie nicht lösen konnte.

Balabanoff hatte Lenin zum ersten Mal auf dem Londoner Parteitag der russischen Sozialdemokratie 1903 erlebt; während des Ersten Weltkriegs schlossen die beiden Exilanten in der Schweiz nähere Bekanntschaft, wo Lenins Versuche, die von ihr ins Leben gerufene Zimmerwalder Bewegung in bolschewistisches Fahrwasser zu lenken, Balabanoffs Interesse erregten; und in den russischen Revolutionsjahren stand sie, obwohl sie niemals der bolschewistischen Fraktion (oder einer anderen Fraktion) angehört hatte, Lenin so nah wie wenige andere. Sie wusste also, wovon sie schrieb, als sie dem Phänomen „Lenin“ zu Leibe zu rücken begann. Gleich zu Beginn ihrer Schrift charakterisiert sie ihn als einen „unpersönlichen Diktator“: persönlich anspruchslos bis zur Selbstleugnung, machtbewusst, ja machthungrig nicht für sich, sondern für das übergeordnete Prinzip, den Sieg des Sozialismus, die proletarische Diktatur. Diesem Ziel ordnete er alles andere unter. Dieses Ziel rechtfertigte jedes Mittel. Und in der Wahl seiner Mittel – das legt bereits der etwas holprige deutsche Titel nahe – war er nicht zimperlich: Denunziation, Säuberung, Zersetzung, Terror. Mit solchen Mitteln hatte er die Fraktion der Bolschewiki schon vor 1914 zu einer „Partei in der Partei“ geschmiedet; mit solchen Mitteln hatte er während des Weltkriegs die Spaltung der russischen und europäischen Sozialdemokratie erfolgreich unterstützt, und mit solchen Mitteln hatte er 1917 die Konstituante gesprengt und die ganze Macht an sich, das heißt an seine Gruppe gerissen.

Balabanoff hatte Lenin, dessen Methoden sie befremdeten, dessen Ziele aber auch die ihren waren, über all die Jahre begleitet und beobachtet, und ihre Schilderungen sind – trotz der zwischen Erlebnis und Niederschrift stehenden Zeit – farbig und dicht. Sie wusste, dass sie, die Sekretärin der Komintern, nur als Aushängeschild gebraucht wurde; sie wusste um Lenins instrumentelles Verhältnis zu Menschen: Waren sie nützlich, konnten sie auf Privilegien hoffen; wurden sie als schädlich eingestuft, be-

¹ Vgl. *Angelica Balabanoff, Erinnerungen und Erlebnisse*, Berlin 1927.

durfte ihre Vernichtung eines Federstrichs. Persönliche Motive spielten da kaum hinein: Gar manchen, der Opfer seiner blutigen Polemik wurde, schätzte Lenin außerordentlich; und manchen Genossen, den er förderte, konnte er nicht leiden. (Zu Letzteren gehörte Leo Trotzki, dessen Porträt Balabanoff mit starken Strichen zeichnet.) Im Guten wie im Schlechten handelte Lenin als Vollstrecker einer Idee – objektiv, unpersönlich und unerbittlich. Und ohne zu sehen, dass diese Handlungsweisen die Idealisten verprellen, die Sympathien verspielen und dass sie, wenn andere als er sie sich zunutze machten, auch anderen Zielen dienstbar gemacht werden könnten. Es bestehe – so Balabanoff – kein qualitativer Unterschied zwischen Leninismus und Stalinismus; es bestehe nur ein charakterlicher Unterschied zwischen Lenin und Stalin: „Die Anschauungen der Bolschewiki ebenso wie die Anwendung von Methoden, die im Widerspruch zum Sozialismus stehen, waren das Werk Lenins; Stalin hat sie sich nur angeeignet und das Negative, das ihnen anhaftete, noch intensiver gestaltet und allgemein verbreitet“ (S. 165).

Gerade dies wertet sie als „Lenins Tragödie“: dass er „seine Irrtümer und Schreckenstaten im besten Glauben beging“ (S. 156). Balabanoff hat in jener „Atmosphäre von Intrigen, Manövern und Unterwürfigkeit“ (S. 87), die jede Initiative erstickte, gearbeitet; sie hat Paul Levi, Giacinto Serrati, David Rjasanow und Kollontai stürzen sehen; sie hat gesehen, wie „jene, die als bewusste Revolutionäre gekommen waren [...] Russland gebrochenen Herzens“ verließen (S. 71) und wie verfehlte Existenzen, Abenteurer, Sadisten und Denunzianten das Ruder der Revolution ergriffen. Schmerzliche Enttäuschung spricht aus ihrer Schrift, die aber trotzdem nicht als Abrechnung gelesen werden will. Mitleid schimmert durch mit dem Mitleidlosen, dem konsequentesten Sozialisten seiner Zeit, der durch seine Konsequenz zum Verräter am Sozialismus wurde. Dieses Paradoxon vermag sie nicht zu auflösen. Auf der letzten Seite steht der Satz, dass sie über Lenin „kein endgültiges Urteil“ fällen könne (S. 178). Dies ist kein Eingeständnis der Schwäche. Der vorliegende Erfahrungsbericht benennt die Tragik des bolschewistischen Experiments auf beklemmende, teilweise auf anrührend naive Weise, ohne mit einfachen Antworten aufzuwarten. Seine Neuauflage ist an der Zeit gewesen. Zu betonen bleibt, dass auch weitere Schriften Balabanoffs ihrer Wiederentdeckung harren: Was sie, die einstmals engste Mitarbeiterin des Sozialistenführers Mussolini, zum Thema „Faschismus“ zu sagen hatte, verdiente vielleicht auch, erneut Gehör zu finden.

Max Bloch, Köln

Zitierempfehlung:

Max Bloch: Rezension von: Angelica Balabanoff, Lenin oder: Der Zweck heiligt die Mittel, hrsg. v. Jörn Schütrumpf, Karl Dietz Verlag, Berlin 2013, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 53, 2013, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81457>> [8.5.2013].